

Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Dzenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Nun sag mir, was du in Erfahrung gebracht hast,“ bat Stepan und peitschte seine Pferde in stottern Trab. Sein Herz war schon vorausgeeilt nach Selemsinsk. . . „Weshalb sind sie so lange nicht gekommen?“

„Baschkin —“

„Möge seine Seele in der Hölle brennen!“

„So Gott will. Es gab zwar noch andere Schwierigkeiten. Hauptsächlich aber war es Baschkin. Er wollte deiner Frau die Erlaubnis nicht erteilen, die Stadt Irkutsk zu verlassen. Außerdem fiel es ihr schwer, deine Geschäfte abzuwickeln.“

„Meine Schuldner gedachten, sich mein Unglück zu Nutzen zu machen, natürlich!“

„Natürlich. Und da Simon Rapin krank war, so konnte er ihr nicht helfen. Aber er ist jetzt auf dem Wege der Besserung und hat getan, was er konnte. Immerhin gelang es ihm nur durch einen Zufall, sie aus Irkutsk hinauszubringen und zwar, weil Baschkin die Stadt verließ, um eine Expedition gegen die Tschilka-Mongolen zu leiten. Nun ja. Jedenfalls hat sie Irkutsk schon vor einem Monat verlassen und muß jetzt in Selemsinsk sein.“

„Gott sei Dank! Ich werde sie holen.“

„Es wäre besser, wenn ich nach Selemsinsk ginge. Für dich ist die Gefahr zu groß. Aber zuerst muß ich noch nach Minusinsk, denn ich verabredete mich dort mit einem Geschäftsfreund, den seine Angelegenheiten nach Kleinrußland führen und der ein ganzes Jahr lang fort sein wird. Diese Verabredung muß ich einhalten.“

„Ich werde meine Frau und mein Kind selbst holen,“ sagte Stepan.

„Es ist zu gefährlich. Es handelt sich ja nur um zehn Tage. Zwölf Tage höchstens, und dann werde ich von Minusinsk zurück sein und sie dir holen.“

„Ich kann nicht warten, Peter Krop. Ich muß sie mir selber holen. Die Gefahr ist mir gleichgültig.“

Der alte Mann schüttelte zweifelnd den Kopf, aber er sah ein, daß es keinen Zweck haben würde, Stepan Zline umstimmen zu wollen, wenn nicht etwa er selbst sofort nach Selemsinsk eilte. Dann aber hätte er die Verabredung in Minusinsk aufgeben müssen und dagegen sträubte sich sein Geschäftsinstinkt. So schwieg er. Und als die Zeit kam, da sie sich trennen mußten, er nach Westen weiterreisend, Stepan schnurgerade nach Norden, blieb er noch lange auf der Straße neben seinem Karren stehen und sah Stepan kopfschüttelnd nach. Das Haus auf Rädern jedoch polterte vorwärts auf dem Weg nach Selemsinsk, um den Zweck zu erfüllen, zu dem es erbaut war.

Am der Grenze mußte Stepan das Gefährt, das ihn nur gehindert hätte, zurücklassen. Er stellte es bei einem Bauern namens Gnut ein, bei dem er schon oft übernachtet hatte, und dem er trauen konnte. Gnut war viel zu beschränkt, um unehrlich zu sein. Er lebte einsam an einem Nebenfluß des Jenissei, beackerte ein paar Felder, fischte und stellte dem Wild Fallen. Stepan hatte ihn sehr gerne. Sie waren beinahe Freunde geworden und saßen oft stundenlang zusammen am flackernden Herdfeuer, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen.

Gnut rißte nur, als Stepan das Haus auf Rädern in seinen Hof fuhr und ihm sagte, dort müsse es stehen bleiben.

Dann machte sich Stepan, über die Hügel hinwandernd, auf den Weg nach Selemsinsk. Auf der langen Wanderung packte ihn die Angst. Er fürchtete Schwierigkeiten und mußte sich sagen, daß es klüger gewesen wäre, auf Peter Krops Plan einzugehen. Der konnte tun, was er wollte in Selemsinsk; ihm selbst waren die Hände gebunden — nur in der Nacht konnte er sich zu Totfins Haus schleichen. Aber er hatte nicht warten können.

Er dachte sich alles aus. Wollte Katia sich sofort mit ihm auf den Weg machen, dann würde er die kleine Katinka und ihr bißchen Hab und Gut auf seinem Rücken bis zur Grenze tragen. Auch dann noch würden Katia die fünfzig Meilen über Stock und Stein schwer genug fallen. Wehrten sich die Totfins dagegen oder war Katia nicht kräftig genug zu dieser Wanderung, so mußte Peter Krop helfen.

Die geringsten Einzelheiten arbeitete er in Gedanken aus.

Peter Krop mußte einen Tarantak und ein schnelles Dreigespann mieten und zweimal nach Selemsinsk fahren. Am ersten Tag sollte er nur Katia auffuchen und ihr genug auseinandersetzen, was sie tun mußte. Am zweiten Tag mußte er wieder nach Selemsinsk fahren und draußen auf der Straße, weit weg vom Dorf, Katia und Katinka treffen — Katia würde in den Wagen springen mit ihrem Kind und dahinjagen mußte der Tarantak in tausender Fahrt nach der Grenze, wo ein sehnüchziges Herz und ein Haus auf Rädern ihrer wartete. Und dann würden sie eine lange Handelsreise nach dem Altai antreten und wenn die Polizei von Jenisseisk Schwierigkeiten machte, dann würde Peter Krop mit seinen praktischen klingenden Gründen sie schon umstimmen können. Es mußte ja gehen . . .

Er hatte Selemsinsk erreicht.

Er wartete oben in den Hügeln, bis die Lichter erloschen und die Dörfler schliefen und schlich sich dann zu dem Holzhaus hinunter, in dem das Glück seiner harnte.

Leise klopfte er an den Fensterladen und wartete. Er hörte erstaunte Stimmen, leises, hastiges Sprechen, und dann wurde ein Fensterladen aufgerissen, so daß Lampenschein voll auf die Straße fiel — was Stepan sehr unnötig fand — und eine Türe geräuschvoller geöffnet, als vorsichtig war. Wie ein Schatten schlüpfte er in das Haus.

„Katia!“

„Stepan! Mein Mann! Mein Mann!“ und sie lag in seinen Armen, lachend und weinend zu gleicher Zeit, und sich an ihn klammernd, als wolle sie ihn in alle Ewigkeit nicht mehr loslassen, während Wassili Totsin dabei stand und mit zwinkernden Eulenaugen seinen Schwiegersohn beguckte. Marja Feodorowna und Baria weinten vor Freude. Und dann sahen sich die beiden Menschen an, sich wundernd, ob sie sich verändert hätten in den elf Monaten, und sanken sich wieder in die Arme.

„Sie ist noch viel schöner geworden,“ dachte Stepan und verschlang sie mit hungrigen Augen.

„Er hat sich krank gesehnt nach mir,“ dachte sich Katia. „Aber jetzt sind wir wieder beisammen und wollen uns nie wieder trennen.“

Dann lachte sie ein wenig, entwand sich seinen Armen, und lief in das Hinterzimmer, während Marja Feodorowna und Baria hastig eine Mahlzeit bereiteten.

In einem Augenblick war sie wieder zurück, lachend, rot vor Freude. Auf dem einen Arm trug sie ein blondlockiges kleines Mädel, das sich mit beiden Fäustchen den Schlaf aus den erstaunten Augen rief, und auf dem andern Arm — Wunder aller Wunder! und kein Wunder, daß Stepan nach Luft schnappte vor Erstaunen und Freude — im Wickelkissen einen dicken kerngesunden Buben von drei Monaten, der fest schlief.

„Das ist unser kleiner Stepan!“ sagte Katia mit gewaltigem Muttersolz.

„Ich bin reicher als ich dachte,“ murmelte Stepan in seinem ungeheuren Erstaunen.

Die kleine Katinka streckte die Händchen nach ihm aus und wollte auf seinen Arm gehoben sein und sich in seinen großen Bart festklammern, da . . .

Es klopfte an die Türe. Zweimal. Dreimal. Ein energisches Pochen, das weithin durch die stille Nacht hallte. Sie sahen sich erstarrt an und es legte sich über sie wie eisige Furcht. Aus dem Klopfen wurden donnernde Schläge an die Türe.

„Deffnet! Im Namen des Gesetzes!“

Die Augen der Frauen wurden glanzlos vor Entsetzen und ihre Gesichter schmal und weiß. Wassili Totsin zwinkerte bestig und ging langsam auf die Türe zu. Stepan Hine legte Katinka rasch in den Arm ihrer Mutter, küßte Katia, flüsterte ihr ein Wort ins Ohr und blies das Licht aus, während draußen ein Säbelknaut donnernd gegen die Türe hämmerte.

Totsin, der brave Mann, mit seinem gewaltigen Respekt vor der Majestät des Gesetzes, war schon dabei, die Riegel zurückzuschieben und öffnete die Haustüre. Ein Polizeioffizier und ein halbes Duzend Gendarmen sprangen herein und machten die Türe hinter sich zu.

„Licht!“ befahl der Offizier.

„Sofort!“ antwortete Totsin.

„Bereite dich! Was soll das heißen, Wassili Wassilowitsch? Weshalb branntest du Licht in deinem Haus zu einer Zeit, wo ehrliche Leute schlafend in ihren Betten liegen, und weshalb hast du dieses Licht ausgelöscht soeben? Was geht hier vor, Wassili Wassilowitsch!“

Eine Lampe flammte auf und goß ihr Licht über die Frauen und Totsin, der mit den Augen zwinkerte wie eine Eule, die eben aus dem Schlaf erwacht. Der Polizeichef warf einen raschen Blick um sich und riß dann die Türen zu den beiden andern Räumen auf. Dunkle Ecken untersuchte er mit der Spitze seines Säbels und fluchte grimmig. Aber er fand niemand.

„Antworte!“ schrie er. „Hast du nicht gehört, was ich dich fragte? Bist du taub?“

„Es waren die Kinder, Erzellenz,“ antwortete Marja Feodorowna statt seiner unterwürdig, denn sie hatte sich von ihrem Schrecken erholt und ihre fünf Sinne wieder beisammen. „Die Kinder, Erzellenz. Ich fürchtete, sie seien krank geworden, so weinten sie. Gerade wollte ich Milch aufs Feuer setzen und —“

„Durchsucht das Haus!“ befahl der Polizeichef seinen Leuten.

Die sechs Gendarmen suchten in allen Ecken und Winkel, Kisten aufreißend, Betten durchwühlend, während die Frauen zitternd dastanden und die Kinder schrien. Der Offizier machte ein wütendes Gesicht und sah Totsin nachdenklich an. Er konnte sich nicht ganz darüber klar werden, ob dieser Totsin nun mehr Schurke oder mehr Narr war! Beides, na-

hrlich. Mehr Schurke wahrscheinlich als Narr! Und Wassili zwinkerte ihn an, als wolle er um Entschuldigung bitten, und trat verlegen von einem Fuß auf den andern und hielt den Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Kindermund.

Von Gustav Schröder.

Brigitte Hübner, des früh verstorbenen Lehrers Witwe, ist nach dem Tode ihres Mannes in Feldheim wohnen geblieben. Sie hat ihr Wittwengeld, war von Hans aus nicht ganz arm, sie und ihr Mann haben dazu gepart, und so kann sie jetzt soweit ganz gut leben.

Als der Andreas Michael starb, hat sie dessen Häuslein erworben. Es ließ sich schon zu seinen Zeiten in dem Häuslein gut wohnen, aber unter Brigitte Hübner ist es doch noch weit gemüthlicher und gemüthvoller geworden. In dem Hause hat sie ihren Buben ergogen, der, als der Vater starb, gerade aus dem Größten heraus war. Von ihm aus hat sie den Jungen in die Stadt zur Schule gehen lassen, dann auf die Hochschule, in der die Ingenieure ausgebildet werden, und in das Häuslein ist er noch auf einen Sprung zurückgekehrt, ehe er in den Krieg zog.

Im Felde haben sie ihm dann einen der stärksten Vögel anvertraut, die sie Tauben nennen, obschon es Falken sind. Eine Zeitlang ist die Frau mit ihren Gedanken so stark damit beschäftigt gewesen, daß sie für dasheim schief tot war. Dann ist das anders geworden. So ganz langsam ist es gekommen. War gar nicht Brigittes Absicht, daß das, was sie aus gutem Herzen angefangen, eine solche Ausdehnung annehme, aber wie es hernach immer stärkere Wellen schlug, da war sie es auch zufrieden.

Als der Eduard Reischer gefallen war, und eine Witwe mit fünf kleinen Kindern zurückließ, da ist Brigitte zu ihr gegangen und hat gesagt: „Marie, du mußt deiner Arbeit auf dem Felde nachgehen, gib mir die Kleinen, die noch nicht in die Schule gehen, den Tag über ins Haus, daß sie dich nicht bestürzen.“

So sind die zwei Meizerlein zu der Lehrerswitwe gegangen. Da hat es ihnen so gut gefallen, daß die kleine Rosa eines Tages die Viegel dahier, die sie unterwegs toaf, an der Hand nahm und sagte: „Kommt mit, Viegel, es ist schön bei Brigitte Hübner.“

Das Viegele ging stehenden Fußes mit, und die Frau lachte, als noch eines dazu kam. Da ist den Kindern der Mut gewachsen. Es ist ein förmlicher Eifer über sie gekommen, und so dauerte es gar nicht lange, da hatte Frau Brigitte einen ganzen Blumenkraut jungen Lebens um sich. Junge Kinder, deren Väter im Felde lagen.

Die Mütter waren erst eine Weile verämbert, dann begannen sie untereinander davon zu reden, daß es doch etwas Gutes und Schönes sei, das die Frau da angefangen. Die Kinder seien versorgt und brächten so liebes, nettes Zeug mit heim, Verslein und Geschichtchen, daß es eine wahre Lust sei, es zu hören. Wemüßlich bekamen auch die Feldgrauen aus dem Dörklein ein Bild vom dem Heimen daheim, und so klopfte denn der Briefträger des Offiziers an Frau Hübners Türe und brachte ihr ein Brieflein, das einen unbeholfenen Dank enthielt und Brigitte ihr Werk immer lieber machte.

Etlche Tage war es dann ganz besonders lustig. Das war, als der Witwe Einziger auf Urlaub kam. Der war derselbe Kinderfreund wie seine Mutter, und da er ein Flugzeug führte, lehrte er die Kinder Flugzeuge machen aus Papier. Die waren stilschnäbelig, hießen Tauben, und wenn man sie in die Höhe warf, dann flogen sie wie Vögel und fielen nach raschem Flug in vierförmigen Bogen nieder.

Als dann der Winter kam, da hätten ja die Mütter wieder Zeit gehabt für ihre Kleinen, aber denen zuckte es ordentlich in den Fäßen, und wenn auch dann und wann eines ausblieb, so wurde es doch nicht leer um Frau Brigitte. Der Wind sang um das Häuslein, die Schneeflocken tanzelten vom Himmel, im Ofen knisterte das Feuer, und Brigitte Hübner erzählte. Alle Geschichten begannen: Es war einmal.

Unter den Kleinen war eine, der der Herrgott ein ganz besonderes Geschenk mitgegeben hatte in das Leben. Das war Evele Beier. Sie konnte die Geschichten immer noch viel weiter erzählen wie Mutter Hübner, und oft sagte die mittern im Märlein: „Evele, erzähl weiter.“ Das Evele erzählte. Es wurde immer anders, als es eigentlich war, aber es war immer schön. So wie es die Kinder gerne haben, denen es nicht genug ist, daß sich zwei kriegen, sondern die dann noch viel mehr wissen wollen, solange erzählen, bis die Heidin glücklich Großmutter und der Heß Großvater ist. Brigitte Hübner war nie müde inmitten der Kinder, war nie ungeschuldig und sah nie nach anderem Danke aus, als dem, der ihr in leuchtenden Kinderaugen geschrieben stand.

Ein Tag aber kam, an dem sich zwei Männer nicht weiß vom Hübnerhäuslein als Wachen aufstellten, einer oben, einer unten. Oben der Schulze Oberhard Teid, unten der Schöffe Anton Sähenigut. Der Schulze hatte gesagt: „Man sollte zwar meinen, daß die Leute von selber so vernünftig sein würden, die Kinder daheim zu halten, aber man kann es nicht wissen. Das darf man der guten Frau nicht antun, daß man ihr in der Zeit die Blagegeister ins Haus läßt.“

Ramen auch nicht gar viel Kinder, etliche aber, die den Mittern unter den Fingern weggewischt waren, fanden den Weg hoch. Die hielten die Männer an, drehten sie um und sagten: „Geht heim, Mutter Hilbner kann euch nicht brauchen, heute nicht und etliche Tage lang nicht.“ Da schlichen die Kleinen betäubt davon.

Brigitte Hilbner aber saß am Tisch, hatte die Hände gefaltet, weinte still für sich hin, legte den Kopf auf die Hände, weinte lauter und sagte: „Ach Gott, mein Junge, mein Junge, man habe ich dich auch hergeben müssen!“

Die Uhr schlug, der Kuckuck rief neunmal, sie schlug wieder, der Frühlingshändler rief zehnmal. Da sah Brigitte sich fremd in der Stube um. „Sie lassen mich heute allein?“

Da war das Weh tiefer, und das Einsamsein stand schier Wucherisch vor ihr wie ein alter Mann mit eingefallenem Gesicht und toten, toten Augen. Sie trat ans Fenster. Man bemerkte sie die Mitter, verstand und ging hinaus. Der Schulze kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Das tut uns so leid, Frau, wo Sie so gut sind mit den Kindern. Ja, und ich habe gedacht, sie dürfen jetzt nicht kommen, und wir haben sie heimgeschickt, und ich will heute den Boten herum gehen lassen, daß die Mitter die Mädchen und Buben in den Häusern halten, obgleich das schwer sein wird.“

Brigitte Hilbner aber sah ihn an: „Ja, Herr Schulze, schickt den Boten, aber laßt sagen, die Kinder möchten morgen wieder kommen.“

„Aber...“ wollte der Schulze abwehren. „Mein Junge hat sie so gern gehabt,“ unterbrach ihn Brigitte Hilbner, „und wenn die Kleinen um mich sind, dann wird es mir leichter werden. Ich kann nicht mehr allein sein. Tut mir das nicht an, ich bitte euch.“

So ging denn der Gemeinbote und kündete den Frauen, daß sie ihre Kinder morgen wieder zu Brigitte Hilbner schicken dürften. Die Mitter aber nahmen die Kleinen vor: „Daß Ihr schön still seid und nicht lacht. Wo doch Brigittes Rudolf gefallen ist und ist tot!“

So gingen die Kinder mit einem Unbehagen zu Brigitte, traten schon auf und erwarteten, daß die Frau weine, und es ganz traurig bei ihr sei. Das war aber hernach ganz, ganz anders. Man konnte nicht sagen, wie. Sie sangen und sie spielten, und Frau Brigitte erzählte, aber es war doch anders, so, als ob zwischen ein lafter Wind geh, und sie sich im Stillsein eng aneinander kuscheln müßten.

So blieb das etliche Tage, dann schien der Wind draußen einzuschlafen, langsam kam die Sonne wieder, und Silberne perlte das Kinderlachen wieder. Nur Eva Beier, die immer innerlicher war als die anderen, ging verstockt oft zu Brigitte hin, nahm ihre Hand, legte ihre weiche Kinderwange darauf, koste über die Hand, sah Brigitte auf einen Hirsch tief in die Augen und sprach dann wieder davon.

Die Frauen und Männer im Dorfe schätzten die Köpfe. „Daß sie das fertig bringt. Aber was ist das gut. Jetzt, wo wir die Fester herrichten müssen und gar keine Zeit haben für die Kinder.“

Eva Beier aber wartete darauf, daß Brigitte einmal eine Geschichte besonderer Art erzähle. Sie wußte nicht, daß sie wartete, wußte auch nicht, wie die Geschichte sein und ausgehen und was sie dazu zu sagen haben werde, aber es war doch ganz tief drin in ihrer Seele ein Warten.

Und eines Tages, da war Edeles Schande gekommen. — Brigitte sah im Verfluch, die Kinder hockten auf Fußbänken, Stühlen und auf dem Sofa, und Eva Beier sah der Wohlthäterin zu Füßen und hatte ihr Köpfchen an ihre Knie gelegt. Da erzählte Brigitte: „Es war einmal ein guter, guter Junge. Der hatte seine Mutter sehr lieb. Eines Tages sagte er zu ihr: „Mutter, es sind böse Menschen gekommen. Die wollen dir dein Häuslein nehmen. Da muß ich hinaus und muß sie davonjagen.“ Sie erzählte lange. — „Der Junge aber sagte zu einer Taube: Du sollst mich fragen. Die Taube sagte: Steige auf meinen Rücken. Sie flog mit ihm davon, hoch hinauf, und er sah alles von oben her. Wie sie die Kanonen aufgestellt hatten, und wie sie marschierten, und wie die Eisenbahnen gingen, und immer mehr kamen, die herein wollten in das Land. Hundertmal trug ihn die Taube auf dem Rücken und brachte ihn glücklich wieder heim. Eines Tages aber kam ein großer, böser Stossvogel. Der verfolgte die Taube. Die Taube flog hoch und niedrig und hin und her. Der Stossvogel aber hatte auf sie ein. Er riß ihr da eine Feder aus und da eine. Die Taube geriet in große Noth.“

Da fiel Eva Beier ein: „Ja, aber der liebe Gott sah das alles. Er tat die Taube auf am Himmel und rief herab: Komme zu mir, meine Taube. Da flog die Taube gleich hinauf, ganz hoch, immer höher. Der liebe Gott sah es, lachte und sagte: So ist das recht, nun bist du gleich oben. Und dann war sie oben, und der liebe Gott reichte dem Jungen, den die Taube auf dem Rücken trug, die Hand und sprach: Sei willkommen bei mir. Und er gab ihm zu essen, und dann sagte er: Du wirst müde sein. Jetzt schlaf ein wenig. Da schlief der Junge ein beim lieben Gott. Dort schlief er noch und...“

Da hielt Brigitte Hilbner den Erzählerin den Mund zu. „Da ist was, Eva, es ist was. Dort schlief er noch.“

Sie hatte ganz weite, tiefe Augen, sagte den Kindern, sie sollten heute heimgehen, nahm Eva rasch in die Arme und gab ihr einen Kuss.

Dann setzte sie sich im stillen Stilllein an den Tisch und sprach leise vor sich hin: „O, du weiser Kindermund! — Da schlief er noch und träumt von seinem Mitterlein...“

Herbst.

Wenn nach eingebrachter Ernte der Wind über die Stoppelweid weht, wenn in unseren Gärten die Sonnenblume in goldenen Pracht ihr Haupt erhebt über die im schönsten Blütenstand stehenden Georginen und Astern, dann fällt der Herbst seinen Einzug und bringt uns seine hellen Tage mit der klaren Atmosphäre, welche dem Auge einen fast unbegrenzten Blick in die Weite gestattet. Die Tage haben schon bedeutend abgenommen; dichter, feuchter Nebel lagert am frühen Morgen über Feld und Aue; alles Blattwerk ist infolge der hellen, klaren Nächte mit frischem Tau bedeckt, der sich mit der fortschreitenden Jahreszeit bald in Reif verwandelt. Nachdem das Grünmet der Wiesen eingebracht ist, bildet die blattlose Herbstzeitlose den einzigen Schmuck der Wiesen. Das ganze Heer der lieblichen Sänger aus Feld und Wald und Garten scheidet sich zur Weite nach dem Süden anz auf den Dächern und auf den Telegraphendrähten versammeln sich in großen Scharen die Schwärme und zwischern ihr freundlich-schmerzliches Abschiedslied. Die Obstbäume, die Dorf und Stadt mit einem grünen Krauze umgeben, zeitigen ihre Früchte. Die Pflanze bedeckt sich mit blauem Laub, Birnen und Äpfel röthen ihre Wangen, und der Weinstock läßt sein vollen Trauben in der goldenen Strahl der Herbstsonne erglänzen. Emsig erntet der Mensch die Früchte, welche der Sommer entwickelt und der Herbst nun zur Reife gebracht hat. In voller Pracht erscheint der herbstliche Wald; Aeste und Wipfel der Bäume sind in die verschiedensten glänzendsten Farben gekleidet. Auch die Bäume und Sträucher des Gartens erfreuen das Auge durch ihre herbstliche Farbenpracht. Im Felde zieht der Pflug wieder seine Furden, über welche kleine Spinnen mit ihren zarten Seidenfäden seine Webe spannen, in welche die Tautropfen des herbstlichen Morgens gleich glühenden Diamanten eingewebt erscheinen. Der scharfe Wind sibirer dann diese zarten Gespinste des Wäberverkommers hoch in der Luft mit sich fort, und nicht selten hängen sie sich an dem Hute und an den Kleidern des Wanderers fest. Man ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit über die Herkunft dieser Sommerfäden unterrichtet, während man früher die unglaublichen Vermuthungen anstellte, um diese merkwürdige Naturerscheinung zu erklären. Der Volksaberglaube beschäftigt sich noch heute viel mit dem fliegenden Sommer, den man in den verschiedenen Gegenden bald als unheilvoll, bald als glücklich verheißend für die jenigen deutet, die er berührt. — Jetzt ist die beste Zeit gekommen zu Fußwanderungen. Die Tageswärme wirkt nicht mehr beschwerlich, die Luft ist frisch und rein, die Aussicht von den Höhen zumeist vorzüglich. Montee Knaben im Dorf lassen ihre Drachen steigen, oder vergnügen sich an Spiel und Sport im Freien.

Wenn mit dem weiter fortschreitenden Herbst die lebendige Natur allmählich zur Ruhe geht, dann hat sie gleich einer guten, sorgenden Hausmutter alles für den künftigen Venz vorbereitet, damit er sie nicht überrasche. Die Bäume haben Stärkemehl und Einreißstoffe als Wintervorrat im Stamm und in der Rinde aufgespeichert; die Stauden haben unter der Erde Magazine angelegt, wo sie die Vorratsstoffe in den unterirdischen Wurzelstöcken, in den Knollen und Zwiebeln ansammeln. Auch die Laubblospen für das nächste Jahr sind bereits angelegt und durch die von hart durchdränkten Hüllen der Knospenschuppen sorgfältig verwahrt; in den Blütenknospen sind schon Keld, Blumenthron, Staubgefäße und Stengel vorhanden, selbst der Blütenstaub ist bereits in den Staubbeuteln ausgebildet. So ist es nicht die abnehmende Wärme allein, die allem Wachstum ein Ziel setzt, sondern die Natur hat sich erschöpft, sie hat all ihre Schätze, die sie unter unsemem Himmel hervorbringen kann, ausgegeben und vermag nun nichts Neues mehr zu schaffen. Wenn einmal ein warmer, heitervoller Himmel die Dauer des Sommers ungewöhnlich verlängert, so kommt es vor, daß die Bäume sich noch einmal neu belauben und zum zweiten Male blühen; aber bald findet dieser zweite, frühlingshafte Frühling sein Grab in der Fröhen des zur Herrschaft gelangenden Winters, der mit den vor- und unzeitig ausgebrochenen Blättern und Blüten zugleich auch die Hoffnungen fürs nächste Jahr zerstört.

Wenn beim Eintritt des Winters die Blätter von Baum und Strauch dem Tode anheimfallen, so sind die Stoffe, aus denen sie aufgebaut worden sind, keineswegs der völligen Verwesung preisgegeben. Die Verwesung zerlegt das Zellengerüst des Blattes und die in ihm noch verbliebenen Kristalle, Säfte und wässrigen Ueberreste, die die Pflanze nicht in sich zurückzuführen hat, in ihre Grundstoffe, in Kohlenstoff, Wasser, Kali- und Ammonsalze, alles sehr wichtige Nahrungsstoffe für die Pflanzen. Diese ruhen dann im Boden oder sie schweben sich auf ins Luftmeer, bis die Frühlingswärme sie wieder dem jungen, keimenden Leben auf der Erde zuführt. Aus diesen Stoffen schöpfen die Pflanzen dann neues Leben und neue Kraft. Durch tausend Wurzelfasern bringen

die selben, in Wasser aufgelöst, in die Pflanze ein, und wenn die Reservestoffe die Blattknospen zur Entwicklung gebracht haben, dann nehmen auch die jungen Blättchen die Kohlensäure aus der sie umgebenden Luft mit Begierde auf, um daraus unter der Einwirkung des Sonnenlichtes die unentbehrliche Stärke zu bilden. So werden alle Ueberschüsse wieder verbraucht, indem sie zu notwendigen Faktoren beim Aufbau neuer Formen werden. Es gibt demnach in der Natur keinen ewigen Tod. Aus den Trümmern und dem Moder des Vergangenen erhebt sich immer wieder das Leben der kommenden Geschöpfe und der neuen Geschlechter; alles, was schon da war, lebt wieder auf, nur in einer anderen Gestalt. So ist in dem Kreislaufe des Jahres die Entwicklung und der Niedergang der Vegetation einem großen Drama vergleichbar, dessen Verlauf wir mit Spannung verfolgen, und so oft es sich vor unseren Augen abspielt, so erscheint es bei jeder Wiederholung neu und offenbart uns andere bisher übersehene Schönheiten.

Sammelt Heideblüten!

Von Geh. Med.-Rat Dr. Ditt (zur Zeit im Felde).

Die behinderte Zufuhr ausländischer Genussmittel hat die Frage nach einem guten Ersatz für chinesischen Tee aufgeworfen. An Vorschlägen für die Verwertung heimischer Pflanzen hat es nicht gefehlt, besonders wurden Kräuterzusammensetzungen empfohlen, denen die Schwierigkeit des Sammelns aller Arten anhaftet und schon das Mischungsverhältnis dem Geschmack des einzelnen meist nicht Rechnung tragen kann. In einigen Verichten heimischer Zeitschriften wird die Blüte der Waldheide (*Calluna vulgaris* Salis f. *Erica vulgaris* L.) als Ersatz für chinesischen Tee gebieten. Als ich vor einem Jahr die ersten Proben dieses deutschen Tees gekostet hatte, sammelte ich Vorrat, um dieselbe Weitergabe Urteile von verschiedenen Seiten zu hören. Alle stimmten mit dem meinigen überein, wonach der Tee einem dem chinesischen Tee nahestehenden angenehmen Geschmack hat und sich durch eine Bestimmtheit auszeichnet, die den Tee zum Gewohnheitsgetränk macht. Täglich trank ich ihn vergangenen Winter mit dem gleichen Bedürfnis wie chinesischem.

Die auf das Nervensystem wirkenden Stoffe der coffeinhaltigen Pflanzen fehlen der Heideblüte, ihre Wirkung ist mehr beruhigend als erregend, daher kann dieser Tee auch vor dem Schlafe genossen und Kindern und Kranken zur Wärme- und Flüssigkeitszufuhr ohne eine Beeinträchtigung des Herzens und der Nerven beliebig gegeben werden. Früher wurde Heideblütenaufguss auch als heilkräftig empfohlen. Zwischen chinesischem Tee und Heideblütentee besteht ein ähnlicher Unterschied wie zwischen Kaffee und „Kaffeehaag“. Letzterer ist von dem nervenerregenden Koffein befreit, er enthält aber die aromatischen Bestandteile, welche dem Getränk den angenehmen Geschmack verleihen. Die aromatischen Substanzen der Heideblüte erinnern an den lieblichen Duft blühender Waldheide und verleihen dem Tee den angenehmen, milden Geschmack, der grundverschieden von den herben, vielfach bitteren Bestandteilen des sonst empfohlenen Tee-Ersatzes ist. In Deutschland sind so große Flächen mit Heide bewachsen, daß ein Sammeln im großen sehr wohl möglich ist, und Heideblüte als Handelsware jetzt und nach dem Kriege gewiß auch lohnenden Absatz finden könnten. Wenn auch nur ein Teil des chinesischen Tees auf diese Weise vom Markte durch das einheimische Erzeugnis verdrängt werden könnte, wäre schon ein beträchtlicher nationaler Gewinn, ganz abgesehen von dem gesundheitlichen Vorteil, erzielt.

Die Blüten sind, wenn sie anfangen sich zu öffnen, mit der Hand abzutreiben und zum Trocknen auszubreiten. Sonne und künstliche Wärme dürfen nicht einwirken. Mit einem breitmaschigen Sieb werden die Reisernten und mit feinem Sieb Staubteile entfernt. Kleinere Mengen kann man mit der Hand belesen. Je reiner die Blüten, desto feiner wird der Tee. In gutverschlossenen Gefäßen, auch Flaschen sind geeignet, behalten die gutgetrockneten Blüten ihren Wert jahrelang. Der Tee wird nicht durch kurzen Aufguss, sondern durch 10—15 Minuten langes Kochen bereitet. Ein kleiner Teelöffel voll Blüten genügt für 3 Tassen Tee, der bald nach der Herstellung eine schöne Farbe annimmt. Bei der ersten Probe wird meistens eine zu große Menge Blüten abgeloht, und dann der Tee kurzerhand als ungenießbar erklärt. Man zähle daher beim ersten Versuch etwa 60 Blüten als Menge ab, die für eine Tasse genügt. Da so verhältnismäßig wenig Blüten für die Bereitung des Tees genügen, kann ein Kind in wenigen Stunden den Jahresbedarf für mehrere Familien pflücken. Jetzt ist die Zeit der Heideblüte, möchten alle, denen die Möglichkeit zum Sammeln gegeben ist, die Gelegenheit wahrnehmen und für den „deutschen Tee“ recht viele Liebhaber gewinnen.

Büchertisch.

— Helene Christaller, Drei Schicksale. Novellen. In Originalleinwandband 3.80 Mk. (4.25 Fr.). Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. Diese drei Erzählungen sind echte Christaller-Kinder. Frauen spielen darin wieder die Hauptrolle, deren Herz mächtiger die Handlung beeinflusst als der Kopf. Dafür atmen sie aber auch eine Wärme, die den Verstandesgeschichten

abgeht und wecken in uns die besten Regungen. Es sind keine „Kriegsgeschichten“ obwohl der Krieg die Konflikte hervorruft. Wer könnte aber in der gegenwärtigen Zeit etwas feiner denken, menschen sagen wollen, ohne das zu berühren, das Aller Gedanken gefangen hält? Zuletzt eine Persönlichkeit wie Helene Christaller, deren Herz in Liebe für die Mitmenschen brennt. — Wir wollen hier nicht den Inhalt der einzelnen Novellen wiedergeben, es hieße das den Duft ihrer Blüten abstreifen. Es ist auch neben-sächlich, denn der Reiz liegt in erster Linie darin, wie die Geschichten erzählt sind. Wer Christallerische Prose liebt, der wird auch an diesen Erzählungen große Freude haben.

— Die schönsten Abenteuergeschichten von Sealtsfeld. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. Einbandzeichnung von Felger. Preis gebunden 4 Mk. Verlag von Albert Langen in München. — In der Reihe seiner von Walter von Molo herausgegebenen Auswahlbände läßt der Verlag von Albert Langen jetzt den vierten erscheinen und bringt darin zwei der schönsten Abenteuergeschichten von Charles Sealtsfeld. Man weiß, daß sich hinter diesem Pseudonym der Deutsch-Oesterreicher Karl Postl verbirgt, und daß dieser vielleicht der einzige Schriftsteller ist, dessen Werke uns in einwandfrei künstlerischer Objektivität Einblick in die Anfänge des Amerikanertums gewähren, einen Einblick, der heute von doppelter Bedeutung ist, weil er uns manches in der Psyche des Amerikaners begreifen läßt, was uns sonst unverständlich wäre. Er schildert das freitruumene selbstherrliche, nur nach den Grundsätzen der Gleichheit geregelte Leben der damaligen Amerikaner mit toller Begeisterung, hält sich dabei aber von jeder aufspringlichen Tendenz frei. Um ihr zu verfallen, ist der Künstler in ihm zu stark. Die reine Darstellung bleibt ihm das wichtigste. Alles ist aber so dichterisch gestaltet, daß wir erst in zweiter Linie merken, wieviel wir in diesen Erzählungen über die Anfänge des Amerikanertums gelernt haben. Freilich trägt das Verdienst an diesem Eindruck zum Teil auch Walter von Molos scharf eingreifende Bearbeitung, die die Sealtsfeldschen Geschichten, ohne ihnen im geringsten ihre Ursprünglichkeit zu nehmen, durch wohlthuende Zusammendrängung für uns heutige doch wirkungsvoller gemacht hat, als sie in ihrer ursprünglichen Fassung sein konnten. Auch Molos Einleitung ist von hohem Wert.

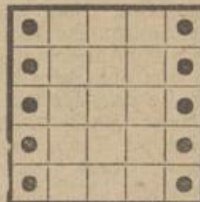
— Erich Freiberger: Narrenlieder. Amalthea-Verlag, Leipzig. Liebeslieder von herzerweichender Sanftigkeit und tiefer Innerlichkeit gibt der Verfasser wieder. Ein geheimes Sehnen, ein Verlangen nach Glück und Frieden der Seele zieht durch alle diese Verse, die mit Andacht und Verständnis für Edles und Schönes gelesen sein wollen.

— Erde. Gedichte von Karl Kobald. Amalthea-Verlag, Leipzig. Karl Kobald führt in seinen Versen eine schwere, mitunter harte Sprache, aber sie ist von größter Gestaltungskraft. Der Verfasser gehört zu den Meistern, die mit ein paar Worten außerordentlich viel zu sagen wissen und eindrucksvoll zu wirken imstande sind. Prachtvoll klar sehen wir Gestalten und Ideengänge von uns. Die Gedichte werden Anschlag finden.

— A. Tamassky: „Die Bodenreform“. Grundrissliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. 512 Seiten, 71.—85. Tausend. Preis broschürt 4 Mk., vornehm gebunden 5,50 Mk.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 35: Fragen und Feststellungen, von Df.; Philipp Schiedemann, von Johannes Fischart; Variationen im Jugendstil, von Julius Bab; Nette Bilder, von Peter Panter; Der Hsi, von Ilse Binden; Der junge Schlenker, von S. J.; Dreißig Grad, von Theobald Tiger; Gründung, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Füllrätsel.



1. Wertmesser
2. Vorname
3. bekannte Bergwiese in der Schweiz
4. geschichtlich berühmte alte Stadt
5. Weltkörper.

Die Buchstaben A, D, E E E E, I I I I, L L L, N N N, O O, P, R R, S S, T, u sind in die Felder obiger Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden und die erste und letzte senkrechte Reihe eine Stadt und einen Fluß in Frankreich bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer.

K O R B
O D E R
R E H E
B R E I